

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 257.

Mittwoch, 3. November.

1915.

(5. Fortsetzung.)

## Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edela Rüst.

Es war im August.

Ein Jahr war seit Dinas Hochzeit ins Land gegangen und hatte den jungen Rechtsanwalt Sehren durch das plötzliche Ableben eines alten Justizrats zum Notar befördert — eine glückliche Fügung, wie sie eben auch nur einem solchen Glücksvogel in das Nest fällt. Und das Nest war noch reicher bedacht worden: ein kleines, weißes, zappelndes Bündel lag in dem weichen, nickerblitzenden Wägelchen, das Dina, am Kaffeetisch sitzend, mit der linken Hand langsam hin- und herzog.

Die Sonne brütete über dem Garten, aus dem es noch in tausend Farben flimmerte. Nur hier in der entferntesten Ecke fand man um diese Stunde einen beschatteten Zufluchtsort unter dem alten Ahorn, der seine rundum weitausladende Krone aus dem Nachbargarten wohlwollend über diese junge Anlage streckte. Die Ahornkrone als lustig hohes Dach und gut eingewachsene Gliederbüsche als Seitenwände in dieser „Grotte“, so empfing Dina seit Juni jeden Nachmittags die Besucher, die festzustellen kamen, ob Susi Vater Herbert oder Mutter Dina von Tag zu Tag ähnlicher würde.

Heute war ein häßlicher Sonntag für Jung-Sehrens, d. h. für Herbert, der wie der Böse selber aus dem Garten ins Haus, aus dem Haus in den Garten und um den Wall gerannt war. Er konnte sich so sehr schlecht beherrschen, und es ging ihm gänzlich gegen den Strich, daß heute Frau Kommerzrätin Lucy Lauter, seine leibhaftige Schwiegermama, ihm irgendeine Kleinigkeit von Schwager oder Schwägerin bescheren wollte. Er wußte, es nützte nichts, aber er mußte rasen, und er rasste noch mehr, wenn er Dinas lustige Augen sah, die ihn geradewegs auslachten. Er begriff Dinas Gleichgültigkeit nicht!

Und Dina begriff in ihrem jungen Mutterglück nicht, wie man einer anderen Frau das mißgönnen könnte! Sie mißgönnte Lucy nichts, nicht einmal den Pomp, mit dem die Frau Kommerzrätin im Winter ihre gesellschaftliche Ära eröffnet hatte.

Sie meinte doch zu wissen, daß Lucy seelisch in einem Martyrium lebte. Und da sollte sie sie um das bißchen lauten Glanz beneiden? Sie, die den Mann ihrer Wahl und nun ihr Kind in allem Jugend- und Liebesreichtum besaß?

Wenn Dina durch ihr kleines Reich zog, das ihr Vater ihr zur Hochzeit schuldenfrei geschenkt, regte sich in ihr kein Wunsch nach größerem Besitz. Sie waren ja beide jung, sie konnten erwerben. Herbert in seinem Beruf und sie in tüchtiger Wirtschaftsführung, um die fünftausend Mark, die sie von Hause als jährliches Nebelgeld bezog, ihren Bedürfnissen entsprechend zu verdreifachen.

Dina störte auch das kinderlose Ehepaar nicht, das den rechten Flügel der oberen Etage bewohnte. Der Professor, dem die Villa vorher gehörte, hatte nur unter der Bedingung verkauft, daß ihm seine hübsche Balkonwohnung nicht gekündigt werden dürfe.

Diese alten Leute, die so lautlos ihr beschauliches Pensionärleben führten und ihre Miete so pünktlich auf den Tisch des Hausherrn niederlegten, hatte Herbert nun auch schon so weit gebracht, daß sie kaum noch in den Garten hinunterkamen, wo sie sich eine Rundlaube mit wildem Weingeranke hergerichtet hatten.

Herbert, der liebenswürdigste aller Gesellschafter, hatte so eine Art zurückzudämmen, was ihm nicht in den Kreis paßte und Professors hatten diese Eigenart reichlich zu kosten bekommen. Es galt nicht den guten Leuten persönlich, es galt den Inhabern eines Teiles seiner Villa, die er für sich haben wollte.

Und da ihm alles glückte, hatte er es denn so weit gebracht, daß die Professorin soeben Dina oben auf dem Flur darauf vorbereitet hatte, daß sie sich entschlossen hätten, ihre Wohnung nun doch zum Oktober zu kündigen. Ihr Mann hätte plötzlich das Reisesieber, sie wollten den Winter im Süden zubringen und dann noch weiter die Welt umwandern, solange ihnen der liebe Gott noch Urlaub gab: die Welt sei doch so groß, und man habe doch gar so wenig davon gesehen!

Dina war etwas verstimmt darüber. Erstens wußte sie, daß die beiden gütigen Menschen sich gekränkt fühlten und dann — es waren doch auch siebenhundert Mark im Jahre! Ihre Wirtschaft wurde doch naturgemäß nun so wie so täglich kostspieliger. Wo Herbert nur blieb! Er wußte doch, daß es Kaffezeit war, daß die Eltern jeden Augenblick kommen mußten!

Die alten Sehrens kamen, der Kaffee wurde gebracht. Susi wurde munter und aus einem Arm in den anderen gelegt, und endlich kam auch Herbert sehr erhitzt und aufgeregt heim. Er fand eine etwas schwüle Stimmung vor.

Der alte Doktor hatte an sich schon eine stark ausgeprägte Feierlichkeit in seinem Gehaben, was aber an ihm nicht unangenehm auffiel. Er hatte sie wohl aus seinem Berufe, in dem er völlig aufging, unbewußt in seine Privatgewohnheiten mit hineinbringenommen. Es kam wohl auch daher, daß man ihm in der Stadt wie einen Duodez-Fürsten huldigte. Es fehlte nur, daß die Damen auf der Straße seitwärts traten und vor ihm knigten. Er war es so gewöhnt, wo er ging und stand, Cour abzuhalten. Dabei war er leutselig und ohne jeden falschen Stolz, sogar schlicht in seinen Ansprüchen und Lebensäußerungen. Wenn man ihn bei seinem Professorentitel anredete, konnte er empfindlich werden — er wollte nichts sein als ein tüchtiger, jeder Aufopferung fähiger Arzt, eben nur der „Doktor“. Seine Frau war so taktvoll, sich deshalb auch nur „Frau Doktor“ anreden zu lassen, trotzdem es ihr eine kleine Kränkung bedeutete.

Der alte Sehren besann sich bald auf ein paar Patienten, die er trotz des Sonntags sehen mußte. „Ich bin um acht wieder hier, wenn ihr wollt, könnt ihr mit dem Essen warten! Wulffen wird wohl auch nicht früher hier sein können — entledigt euch alle dieser krampfhaften Wartestimmung!“

„Der Alte hat gut reden!“

„Aber Herbert! Das wird wirklich ganz krankhaft bei dir!“ sagte Dina, und gab Susi an Katrin Bütte ab, die das Kleine zur Vesper holen kam. Susi mußte Papa noch einen Kuß geben. Er schwenkte das Bündelchen ein paar Mal in der Luft herum: „Das sage ich dir aber, Zöhre, wenn dort heut ein Junge kommt, dann bist du für mich nicht mehr auf der Welt!“

„Ach, Herr Doktor, Herr Doktor, wie kann man! Daff' es zehnmal 'n Jung' sein, solche Weinerchen wie unsere Susi hat er doch nicht! So'n Paar Weinerchen — so'n Staat!“

„Na, ziehen Sie nur los mit Ihrem Staat! Und daß du heute nacht nicht wieder heulst, Fräulein Susi, sonst gibt's was auf die Weinerchen — alter Strick! Sie lacht! Na, ich konstatiere also, daß Susi Sehnen auf Veranlassung ihres Herrn Papa mit verständnisinnigem Humor zum erstenmal gelacht hat — Dina, Großmutter, notiert es — es ist auf die Minute halb sechs!“

Und Dina und Großmutter eilten herbei, um Susis zweites Lächeln zu erleben, aber Susi war vorläufig kein Freund von Wiederholungen. So kleine Extrastücke gab sie nur hin und wieder zum besten, und zwar ausgerechnet vor dem Papa, der sich viel und lustig mit ihr beschäftigte, lustiger und lebendiger, als es ihrem jugendlichen Alter beförmlich schien.

Herbert war ein zärtlicher Gatte und Vater, seine zeitweisen nervösen Extravaganzen abgerechnet.

Seine jetzt für den Augenblick gehobene Stimmung schlug in Fröhlichkeit um, als Dina ihm jetzt über Professors berichtete.

„Und damit hältst du so lange hinterm Benge?“

„Ich wollte es nicht in Pappas Gegenwart erörtern.“

„Aber warum nicht? Gerade! Da wäre alles gleich haarigst erledigt worden!“

„Sie werden ja hoffentlich bleiben, wenn du nur —“

„Aber, Mutterchen! Ich kann den Tag nicht erwarten, daß sie raus sind, ich will unser Haus für uns allein haben — das kann Dina Vater sich leisten!“

„Aber ihr habt doch auch so reichlich Platz, Herbert — nur nicht gleich so großspurig, lieber Junge, es . . .“

„Mutterchen, ich weiß am besten . . .“

„Mutterchen hat ganz recht“, fiel Dina ihm in die Rede, „die Miete wird uns sehr fehlen!“

„Kleinträmer seid ihr! Das Lumpengeld ist bald eingebracht. Ich werde es Papa gleich nachher sagen — ich richte dann hier mein Bureau ein, wie es sich gehört.“

„Aber hast du es bei uns nicht sehr gut? Das wird Vater sehr erregen. — Wirklich, Herbert, er tut alles, was er kann, dich vorwärts zu schieben, er sorgt für deine Praxis, daß . . .“

„Ja, ja, Mutterchen, das tut er. Es ist ja auch so bequem, nur über den Flur zu gehen, um gleich Testament zu machen, wenn Vater Sehnen den Herrn Tod so ein bißchen von fern angedeutet hat — ja, ja, das Geschäft blüht ja auch schon verhältnismäßig! Gostern habe ich sogar schon einen Hausverkaufsvertrag abgeschlossen — bringt was ein. Aber meint ihr denn wirklich, daß ich nicht Manns genug bin, alleine zu etwas zu kommen?“

Dina hing sich in Herberts Arm. „Wie kann man Güte so gewaltsam verkennen, Herbert?“

„Ganz abgesehen von alledem, Maus — ich will auch hier nicht immer den ganzen Tag allein lassen — ich will ab und zu die Tür aufmachen können und dich und Susi sehen und mit euch reden dürfen! Die ganze entsehlige Zeit, wie Susi kam, will ich nicht noch einmal durchleben: keine Ruhe, um zu Hause zu eilen, und nicht Klienten genug, die Gedanken zu verjagen. Papa hat mich ja nun gehen gelernt — den Ruhm will ich

ihm gerne lassen —, aber nun kann ich schon allein gehen, wie ein Erwachsener!“

Dina konnte nicht umhin, ihrem Manne in manchen Punkten recht zu geben. Auch Frau Malwine leuchtete es ein, aber sie sagte doch betrübt: „Das gibt wieder Streit, Herbert.“

„Mit Papa muß ich mich nun mal auseinandersetzen, das ist nicht zu vermeiden!“

„Wenn es nur zu deinem Besten ist, mein Junge! So lange dein Vater die Hand über dich hält, wird's schon gehen, aber nachher.“

„Nachher auch, Mutting!“ Dina drehte den Kopf, sie hörte jemand in den Garten kommen.

„Das ist Knut Wulffen!“ Alles wandte sich dem Nahenden entgegen und höchste Spannung lag plötzlich auf allen drei Gesichtern.

„Ein Junge . . .! Ich bitte sehr um Entschuldigung, Herbert, aber ich kann's nicht ändern — ein Junge, ein Brackter!“

Dr. Knut von Wulffen war in seiner äußeren Erscheinung das ganze Gegenteil seines Freundes Herbert.

Groß, breitschulterig, blond, zur Wohlbeleibtheit neigend, mit kurzen, dicken Locken im Nacken und auf der Stirn, gesund-frisch, mit sehr weißer Haut und guten, wenn auch nicht klassischen Zügen — ein blonder Riese!

Sein Naturell hatte nichts Überprudelndes. Er hielt auf ein „gesundes Phlegma“ in Sprache und Bewegung. Nur seine großen, dunkelgrünen Augen, von langen, fast schwarzen Wimpern umsäumt, und sein voller roter, fast bartloser Mund strafte das anscheinende Phlegma Lügen.

Er strömte eine warme, reine Atmosphäre aus — es war etwas Überlässiges, Bestimmtes, Ehrliches in seinem Wesen. Einer von denen, die man lieber kommen als gehen sieht! — Dina und Frau Malwine machten sich sofort auf den Weg zu Kommerzienrats, man wollte dort gratulieren und seine Freude darüber ausdrücken, daß alles so glatt und glücklich abgelaufen sei.

Herbert und Dr. Wulffen begaben sich auf die Veranda, und der Doktor hüllte sich gleich in den Dunst seiner geliebten Bod. Herbert rauchte nur Zigaretten, gegen zwanzig am Tage; er hielt es für eleganter.

Er trat das Rauch-Thema noch etwas breit, bis Wulffen schließlich ablenkte:

„Sonst scheinst du dich aber nun doch, Gott sei Dank, endlich ganz normal hier einzuleben.“

„Einleben? Ich mich hier einleben? Ich in Fäuf-Hügelchen? Ach, du mein salamanderschönes Kind, was träumst du süß!“  
(Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lesefrucht. = 22

Wenn unser Herrgott einem Menschen Unglück angeordnet hat, so sind die anderen Menschen nicht dafür da, daß sie nun auch auf ihn losfahren und ihm vollends den Waraus machen, sondern um Geduld zu haben und nach Kräften zu helfen.

Jeremias Gotthelf.

## Zur bulgarischen Rosenzucht.

In Bulgarien, dem malerisch-schönen Balkanland, mit dem wir jetzt brüderlich verbunden sind, dem wir helfen werden, den Besitz des herrlichen Landes zu sichern, ist die Rosenkultur zu Hause.

Diese Industrie ist im Gegensatz zu dem blutgierigen Krieg, der eben an den Grenzen des schönen Berglandes wütet, so reich an Duft und Poesie, daß es sich wohl lohnt, in der jetzigen Zeit, in der aller Augen nach dem fernen Balkanstaat gerichtet sind, etwas Näheres darüber zu sagen.

Schon im 17. Jahrhundert war Bulgarien wegen seines großen Rosenfeldes bekannt, und damals wie auch heute noch

bildet die Gewinnung des Rosenöls einen Haupterwerbszweig der ländlichen Bevölkerung.

Die Vereitung desselben geschieht heute noch wie in der damaligen Zeit, durch Destillation.

Der oft bedeckte Himmel, reichlich fallender Tau und häufig eintretende Regenschauer geben den Rosenblättern den Gehalt, den man zur Gewinnung des Öls bedarf. Die meist gegen Unwetter geschützte Lage des Gebirges ist für die Rosenzucht sehr geeignet. Das Holz zum Heizen der Destillationsröhren ist reichlich vorhanden, kleine Flüsse und durch die Berge fließende Bäche liefern das zur Abkühlung nötige Wasser.

Der bedeutendste dieser Rosenkulturdistrikte zieht sich am südlichen Abhang des Balkangebirges hin.

Er breitet sich über etwa 80 Meilen in der Länge und 20 Meilen in der Breite aus und umschließt 150 Dörfer. Am meisten produzieren die Distrikte Karlawo und Razonski.

Eine Rosenplantage liefert ungefähr 20 Jahre lang reiche Ernte.

Die beliebteste Rosenforte ist die Rosa Damascena, unserer altmodischen Centifolia-Rose sehr ähnlich; die wie diese auch nur einmal im Jahr Blüten bringt. Vereinzelt findet man auch Kulturen von weißen Rosen, doch ist das ihnen entnommene Öl weniger wertvoll.

Im Großhandel wird die Unze Rosenöl mit 12 bis 16 M. bezahlt. Vornehmend sind es die Frauen und Mädchen, die das Einsammeln der Rosen besorgen. Ende Mai oder Anfang Juni, früh am Morgen bevor die Sonne aufgeht, sieht man diese in ihrer malerischen bunten Tracht bei der Arbeit.

Die Rosen müssen so früh gesammelt werden, weil dann der Tau noch auf den halberöffneten Blüten liegt, was für den Duft des Öls sehr nötig ist.

So weit das Auge reicht, sieht man Tausende von dichtstehenden Rosenstämmen. Sie erreichen die Höhe eines Mannes und bilden eine feste Hecke; und weitenweit trägt der Wind den süßen Duft.

Bei der Ernte werden die Rosen dicht unter den Blütenknospen abgebrochen. Eine wachshähnliche Substanz setzt sich dabei an die Hände der Frauen, diese Substanz wird von Zeit zu Zeit vorsichtig abgeschabt und gesammelt, man bereitet dort eine Salbe daraus, die bei gewissen Augenleiden wohlthun soll.

Aus 200 Rosen gewinnt man nur eine Unze Rosenöl, und rechnet man, daß 300 Blüten 1 Pfund Gewicht abgeben. Aus dieser Berechnung ergibt sich von selbst der hohe Preis des kostbaren Öls.

Sind die Blüten gesammelt, so werden sie zur Destillation gebracht, an einem schattigen Platz ausgebreitet und noch an demselben Tag destilliert.

In einer primitiven Bretterhalle, die nach vorn offen ist, befinden sich die Destillationsapparate. Das bei der ersten Destillation gewonnene Rosenwasser wird ein zweitesmal destilliert, es schwimmen dann auf der Oberfläche winzig kleine gelbliche Punkte, der Extrakt. Diese Punkte werden mit einem kleinen, konisch geformten Löffel, der eine ganz kleine Öffnung zum Ablassen des Wassers hat, abgenommen, dabei bleiben die Partikelchen zurück, und diese, die der Vulgare die Butter nennt, bilden das Rosenöl.

In eleganten länglichen Kristallflaschen, die 10 bis 15 Tropfen enthalten, kommt dann das kostbare Öl auf den Markt, wo es am meisten zu Geschenkzwecken verkauft wird. Diese kleinen Flaschen enthalten in seltenen Fällen völlig reines Rosenöl, es wird vielfach verdünnt, zur Täuschung wird dann nur der kleine Glasstößel mit einem Tropfen des reinen Rosenöls bestrichen.

Pollu Keller.



#### Aus der Kriegszeit.

Aus dem französischen Schimpfregister über Bismarck. Wenn wir das wüste Geschimpf lesen, das heute die französischen Blätter auf die führenden Männer Deutschlands anstimmen, so erleben wir damit nur eine Wiederholung jener Schimpfereien, die 1870 der gallische Hahn in die Welt hinausfrähte. Und keinem ist es damals übler ergangen als Bismarck. Wir werden die neuen Benennungen der Deutschen und ihrer Führer, die ja an übertriebener Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig lassen, richtiger einschätzen, wenn wir eine kleine Blütenlese aus dem reichen Schimpfbauwerk ver-

anstalten, mit dem die Franzosen 1870 den Schöpfer der deutschen Reichseinheit bedachten. Wörter, wie „der furchtbare Eisenkanzler“, „der Mann der Gewalt, der das Recht unterdrückt“, „der Alleinvertreter“, lassen noch eine gewisse Hochachtung erkennen; ebenso „der berühmte Schöpfer der Politik von Blut und Eisen“, „der Schüler Machiavells“, „der Großpreuze“, was an „Großtücke“ erinnern soll. Schlimmer ist schon: „der große Beelzebub“, wie ihn die radikalen Blätter nannten, „der Pfahl im Fleische der Gesellschaft“, „der politische Fuchs“, „der Oger der Wilhelmstraße“, wie ihn die „Monde“ ständig bezeichnete, „der verhaßteste Mensch Europas“, „dieser neue Tyrann des Weltalls“, „der Großpontifex der Revolution“, „der Mann mit dem Teufels einfluß“, „der Senker des Katholizismus“, ein Wort Benjamins, „der scheußliche Teutone“, „der Lafai seines Herrschers“, „die Art einer neuen Welt“, „diese brutalste Verkörperung des Bösen“, „dieser Nero“, „Jupiter, der an der Spree donnert“, „dieser verzweifelte Spieler, den stets das Glück begünstigt“, „diese schreckliche und bizarre Person“, wie ihn die Zeitung „Univers“ gern nannte, „der ewige Plagegeist der Welt“, „der neue Herzog von Alba“, „der Generaldirektor der deutschen Politik“, „der greuliche Einsiedler von Vargin“, „eine Art Louvois, in dem der Geist Richelieus lebt, brutal, unduldsam und keinen Widerstand dulden“, „der Mann des ewigen Kampfes und Hasses“, „die drohende Schildwache an unseren Grenzen“. Aus dieser kleinen Auswahl aus dem unendlich reichen Schimpfregister, in dem alle Spielarten der Furcht, der Wut und einer unbewußten und uneingestanden Bewunderung enthalten sind, geht zur Genüge hervor, daß die Franzosen auch früher schon um Worte nicht verlegen waren, wenn die Taten mit ihrer nationalen Eitelkeit nicht in Einklang standen.

Portier, Pförtner und Hauswart. In einem Hause des Berliner Westens liest man auf einem Schilde, durch das die Veranmietung mehrerer Wohnungen angezeigt wird, als letzte Zeile die Worte: „Näheres zu erfragen beim Pförtner.“ Wenn man näher hinsieht, gewahrt man ganz deutlich, daß früher das Wort „Portier“ dagestanden hatte und daß später darüber das Wort „Pförtner“ geklebt worden ist. Man nimmt hier mit Genugthuung wahr, daß die Sprachreinigung sich auch mit Erfolg auf dem Gebiet des Wohnungswesens betätigt, das ja leider noch viele fremdsprachige Ausdrücke aufweist. Und doch will uns das Wort „Pförtner“, so schreibt uns ein Mitarbeiter, als Ersatz für „Portier“ nicht so recht gefallen. Der Grund ist nicht darin zu erblicken, daß es eigentlich auch ein Fremdwort ist wie das Wort „Portier“. Dem Worte „Pforte“, von dem es abgeleitet ist, liegt das lateinische Wort porta (Tür) zugrunde, das in mancherlei Ableitungen zu verschiedenen Zeiten in unsere Sprache drang, wie eben die Wörter Pförtner, Portal und Portier beweisen. Auch andere lateinische Worte sind in ähnlicher Weise auf verschiedenen Wegen in unsere Sprache gelangt, so z. B. die Ausdrücke Pfalz, Palais und Palast, denen sämtlich das lateinische palatium zugrunde liegt. Pfalz und Palast haben sich bei uns so gut eingebürgert, daß sie als gut deutsch betrachtet werden, und die Sprachgelehrten bezeichnen diese gut eingebürgerten, aus der Fremde zu uns gekommenen Wörter zum Unterschied von den eigentlichen Fremdwörtern als Lehnwörter, dagegen empfinden wir das Wort Palais, das zulezt, und zwar aus dem Französischen in unsere Sprache gelangt ist, noch als Fremdwort. Von den Worten Pforte, Pförtner, Portal und Portier, die sämtlich auf das lateinische porta zurückgehen, kommen auch nur die beiden letzten für uns noch als Fremdwörter in Betracht. Der Ausdruck „Pforte“ wurde bei uns festgelegt für den Begriff der kleinen Tür, wie die Bezeichnungen „Gartenpforte“ (im Gegensatz zur Haustür) und „Klosterpforte“ (im Gegensatz zum Schlossportal) zeigen. Und in dieser Bedeutung des Wortes „Pforte“ liegt der Hauptgrund dafür, weshalb wir uns mit dem Worte „Pförtner“ als Ersatz für den als Fremdwort empfundenen Ausdruck „Portier“ nicht befriedigen können. Die Bedeutung von „Pforte“ kommt uns beim Gebrauche des Wortes „Pförtner“ immer wieder zum Bewußtsein. Nun ist aber schon längst ein anderes Wort zum Ersatz für den fremdsprachigen Ausdruck „Portier“ in Vorschlag gebracht worden, und es wird auch schon vielfach angewandt: das Wort „Hauswart“. Man macht es sich mit Recht bei der Verdeutschung fremdsprachiger Ausdrücke zum Grundsatz, nach Möglichkeit Wörter zu vermeiden, die aus zwei oder mehr selbständigen Wörtern zusammengesetzt sind, wie hier das Wort „Haus-Wart“, demgegenüber das Wort

„Pfortner“ ja als einfaches Wort zu bezeichnen ist. Da aber in diesem Falle zwei einsillige Wörter in Betracht kommen, kann man von dem in Rede stehenden Grundsatz schon eher abgehen. Jedenfalls ist „Hauswart“ nicht länger als „Pfortner“. Für das Wort „Hauswart“ aber spricht vor allen Dingen ein sachlicher Grund. Es kennzeichnet die Sache, um die es sich handelt, viel deutlicher als die Worte „Pfortner“ und „Portier“. Der Hauswart ist ein vielseitiger Mann; er hat dort, wo es Hausanschlüsse für den Fernsprecherverkehr gibt, diese Anschlüsse zu besorgen, er muß in vielen Fällen mit der Technik der Warmwasserheizung und Warmwasser-versorgung bewandt sein und hat auch sehr oft die Befugnisse des Hausverwaltens wahrzunehmen. Früher wurde der Portierberuf zumeist gewissermaßen im Nebenamte ausgeübt, heute beansprucht eine solche Stellung sehr oft die volle Arbeitskraft einer Person; und mitunter müssen auch die Frau oder andere Familienmitglieder ergänzend eintreten. Die Verdeutschung von „Portier“ durch „Hauswart“ ist also nicht nur echt deutsch und wohlklingend, sie ist auch durchaus sachgemäß und trifft den Kern der Sache weit mehr als der Ausdruck „Pfortner“.

Die Politik der Hunde und der Ratten. Politische Zeitfakten beginnen neuerdings in der chinesischen Presse häufiger zu erscheinen, und sie richten sich natürlich in erster Linie gegen die Chinapolitik Japans. Zwei bezeichnende Proben dieses Stils, in dem die Chinesen Meister sind, geben die „Schanghäer Nachrichten“ wieder. Die erste Satire behandelt eine „Reise ins Hundeland“. Der europäische Leser muß sich dabei erinnern, daß der Hund für den Sohn des Reiches der Mitte ein verehrungswürdiges Wesen ist, besonders wenn er, feist gemästet und gebraten, das „leder bereitete Mahl“ ziert; er ist aber auch ein Sinnbild der Klugheit. In dieser Hundegeschichte nun macht der Chineser Pü-Schi-tsi eine Traumreise ins Hundeland, die sich mutatis mutandis mit der Gulliverfahrt ins Pferdereich vergleichen läßt und deren wichtigstes Moment die Audienz beim König mit dem „ebenmäßig schönen Hundegesicht“ bildet. Pü-Schi-tsi verweigert als freier Bürger des Freistaates China den vom Zeremonienmeister geforderten Koton, wird aber bald etwas „geknickt“. „Wie kommt es, daß Euer Reich in Verfall geraten ist?“ forschet der König. Der Chinamann schweigt. Aber der weiße Hundemonarch sprach: „Eure Beamten lieben das Volk nicht, das Volk liebt die Beamten nicht. Alle lieben Mühsiggang und Vergnügen. Laotsees „Wu-wei“, jene verderbliche Lehre vom Nichtwiderstehen hat Euch in Dämmererschlag eingelulkt. Eure Kraft ist erlahmt, weil Ihr sie nutzlos vergeudet habt. Jetzt, wo es aufzubauen, wo es Erverbies zu verteidigen gilt, seid Ihr zu schwach. Wenn einmal der Verfall in einem Reiche einsetzt, so gibt es kein Aufstehen.“ Beschämt zog sich der vorhin so stolze „freie Republikaner“ zurück und nahm aus dem idealen Hundestaat die Erkenntnis mit, daß das „zielbewußte, staatenaufbauende Handeln“ die Forderung des Tages für China sei. . . . Auf demselben Ton, nur ein gut Stück angüßlicher mit Spitten gegen Japan, gestimmt ist die merkwürdige Geschichte „Die auswärtige Politik der Ratten“. Es handelt sich natürlich um die japanischen Ratten, die die im Laufe der Zeit bequem und schläfrig gewordene China-Rahe beseitigen wollen. Im Rattenparlament werden Vorschläge gemacht, sie zu erhängen, ersäufen, erdürgen oder sonstwie zu massakrieren; die klügste Ratte aber meint: „Caveat! Obwohl wir zahlreich sind, sind wir doch selbst vereint nicht stark genug, der Rahe den Garaus zu machen. Am besten ist es, wir einigen uns friedlich mit unserem Gegner.“ Der kluge Vorschlag ging durch, und man einigte sich auf folgenden Vertrag, der der Rahe vorgelegt werden sollte: 1. Den Ratten ist gestattet, Türen und Fenster des Hauses der Rahe besetzt zu halten, damit der Friede des Heims erhalten bleibt. 2. Die Ratten dürfen nach Belieben Eßwaren annagen oder verspeisen. 3. Jede Ratte hat das Recht, wo ihr beliebt, ein Loch zu graben. 4. Wenn die Rahe irgendetwas unternehmen will, muß sie die Ratten um Rat fragen. 5. Falls die Ratten ein besonderes Gebiet des Hauses beanspruchen, muß die Rahe ihre Einwilligung geben. 6. Die Rahe muß die Sprache der Ratten erlernen. 7. Die Rahe muß ihr tägliches Futter den Ratten überlassen. Eine treffendere Satire auf die Forderungen Japans an China konnte kaum geschrieben werden; es fragt sich nur, ob der optimistische Ausklang der köstlichen Geschichte recht be-

hält. Danach wurden die Artikel der Rahe feierlich überreicht, die sich Bedenkzeit ausbat. „Des Nachts aber, als die Ratten im Zimmer wieder einen tollen Reigen aufführten, sprang plötzlich die Rahe unter die Tangenden, bis drei auf der Stelle tot und trieb die anderen in die Flucht.“ Befreit von den übermütigen Ratten verlebte die Rahe dann friedliche Zeiten. Quanschi-tai ist ein moderner Mensch, soweit ein Chinese aus seiner Haut kann, aber die Stimmen und Märchen der Gasse bringen auch zu seinem Namen in der Verbotenen Stadt von Peking und künden ihm, was die gelben Millionen des Niesenreiches erwarten. Das Märchen ist überall im Orient noch immer eine politische Macht.

Aus dem modernen Peking. Peking ist als Hauptstadt der chinesischen Republik und als Residenz des fortschrittlich gesinnten Quanschi-tai nicht mehr die durch die Stadttore streng verschlossene Stätte des Wunders und des Geheimnisses, die es so viele Jahrhunderte gewesen. Ein moderner Geist ist in die Stadt eingezogen; es gibt hier Luxushotels, breite, vom elektrischen Licht hell erleuchtete Straßen; Automobile rattern laut daher, und so gewinnt Peking in einzelnen Teilen bereits das Bild einer Großstadt von heute. Ein charakteristisches Zeichen für die Anpassung an die Wünsche und Bedürfnisse der Gegenwart ist die vor kurzem erfolgte Eröffnung eines großen Volksparks, von der ein Berichterstatter erzählt. Präsident Yuan hat die herrlichste aller Residenzen der alten Kaiser, den Beihai oder Nordsee-Park, dem Publikum gegen ein geringes Eintrittsgeld geöffnet. Die chinesischen Landschaftsgärtner der klassischen Zeit, deren Vorbild bekanntlich seit dem 18. Jahrhundert auch auf die europäische Gartenkunst so stark gewirkt hat, haben in der Anlage dieses riesigen Waldgartens ihr Meisterstück geleistet und eine schier unbegreifliche Fülle von marmornen Brücken, künstlichen Seen, geschnittenen Pavillons und Pagoden geschaffen. Der Beihai war der Lieblingsaufenthalt der großen Mandchu-Kaiser, Kang-Hsi und Chien-Lung, die zwischen den Jahren 1667 und 1795 herrschten. Aber eine Inschrift, die der letztere Kaiser an der großen ganz Peking überragenden Pagode anbringen ließ, besagt, daß der Park erbaut wurde während der Chin-Dynastie von Nordchina, während der Süden regiert wurde von den Kungs. Viele der Bäume sind mehrere Jahrhunderte alt, und das Kamnu, ein sehr wertvolles Holz aus Szechuan, aus dem einige Pavillons ganz erbaut sind, wurde vor vielen hundert Jahren nach Peking gebracht. Eine wundervolle künstliche Waldwildnis mit üppigstem grünen Laub und Moos umfängt den Besucher, wenn er in die tieferen Teile des Parks einbringt. Das erste, was beim Eintritt sein Auge auf sich zieht, sind zwei große Denkmäler, die der Kaiser Kang-Hsi errichtete; zwischen ihnen führt eine herrliche Marmorbrücke bis an den Fuß einer Treppe von 100 Stufen, an deren Spitze sich der Yuan erhebt, der Tempel des „ewig dauernden Friedens“, den Kang-Hsi für Lamas aus Tibet und der Mongolei erbaute. Im Westen davon zeichnet sich die liebliche Silhouette der weißen Pagode ab, die 200 Fuß hoch ist. Ringsum gruppieren sich haine uralter Bäume, in deren Dickicht man plötzlich reizende Pavillons entdeckt. Stimmungen werden hier lebendig, wie sie sonst nur noch die Gemälde der alten chinesischen Kunst wachrufen, die so oft ihre Motive dem Beihai entnommen hat. Neben einem dieser Pavillons steht eine Gestalt aus Bronze, die die „taumelnden Schale“ hält. Es besteht der Glaube, daß der Kaiser, wenn er den in dieser Schale gesammelten Tau tränke, dadurch ewiges Leben erhalte. An einem großen See liegt der Ching-tai, der schönste Raum in ganz Peking, ein Meisterwerk der Architektur, wo sich so köstliche hölzerne Schnitzarbeiten finden, wie sie die ganze Welt nicht wieder enthält. Die Werke der besten chinesischen Holzschnitzer haben gerade in diesem Raum eine außerordentliche Wirkung, und überhaupt wäre der Beihai, dies Urbild einer klassischen chinesischen Verbindung von Architektur mit Garten, die ideale Stätte für die Aufstellung der alten Kunstwerke Chinas. Man wendet jetzt der Kunst der Vorbäter in Peking eine erhöhte Aufmerksamkeit zu, nachdem weite Kreise eine tiefe Beunruhigung über das Wegbringen von Kunstwerken aus China ergriffen hat. Die kostbaren Sammlungen, die frühere Kaiser in Jehol und Mukden angelegt hatten, sind kürzlich nach Peking gebracht worden, und man beschäftigt hier ein großes Museum zu schaffen. Der nunmehr der Öffentlichkeit erschlossene Beihai wäre der geeignetste Ort dafür.